

Der Papst und die Muslime – Ein theologisches Gespräch

Ahmad Milad Karimi

Wenn sich schon Michael Don Corleone zu einer Beichte entschließt, dann in der Gegenwart des kurz darauf zum Papst erwählten Kardinals Albino Luciani. Dieser, von der Weisheit und Sanftmut getragen, gewinnt das Herz des Paten mit einem einfachen und zugleich einprägsamen Vergleich: „Sehen Sie sich diesen Stein an! Können Sie sich vorstellen, wie lange er in diesem Becken gelegen hat? Aber das Wasser ist nicht in ihn eingedrungen.“ Er zerbricht den Stein, berührt ihn zart und spricht weiter: „Da sehen Sie: der Stein ist vollkommen trocken. Dasselbe widerfährt den Menschen in Europa. Sie wachsen auf im christlichen Glauben; sie sind umgeben von ihm seit Jahrhunderten, aber sie lassen Christus nicht in ihr Herz.“¹

Nicht nur die elegante Analyse, sondern vor allem die sanfte Stimme, der vergeistigte Blick, müde und zugleich leuchtend, die Sorge eines wahrhaft Gläubigen und eines durch die Vernunft durchdrungenen Gelehrten erinnern an Papst Benedikt XVI. Er ist ein besonderer Papst in mehrfacher Hinsicht und im gleichen Atemzug eine Herausforderung – auch für Muslime. Etwas verwöhnt und zugleich auch intellektuell vernachlässigt von Papst Johannes Paul II. fordert er die Muslime zunächst im theologischen Sinne heraus. Die Rede des Papstes am 12. September 2006 in Regensburg hat bekanntlich Kreise gezogen, wenn auch mit unterschiedlichen Akzentuierungen; die einen klagten ein falsches Kant-Zitat an, die anderen nicht genug Distanz zu den diffamierenden Aussagen des byzantinischen Kaisers und wiederum die anderen zeichneten die nämliche Rede als die Rede des Jahres aus. Was jedoch aus der Rede nicht entstanden ist, ist ein nachhaltig geführtes theologisches Gespräch. Was ist denn das Neue, was Mohammed gebracht hat? Dies könnten sich Muslime nämlich ernsthaft fragen, ohne dabei gleich apologetisch zu werden oder sich allein auf die großartigen Errungenschaften im Mittelalter zu berufen. Muslime in Europa und insbesondere auch in Deutschland leben in einer bewegten Zeit. Es wird ihnen allmählich bewusst, dass es keinesfalls ausreichend ist, in die Binnenstruktur ihres Glaubens

zu flüchten. Muslime – um es mit einem idealistischen Terminus zu sagen – haben sich zu vermitteln. Das „Neue“, woran Papst Benedikt XVI. in seiner Regensburger Rede erinnert, ist argumentativ und affirmativ zu leisten. Sich vom Anderen her, sich vom Christentum her zu verstehen, wäre somit die angemessene Methode der Selbsterkenntnis. Gezeigt werden kann nämlich, dass das „Neue“, was Mohammed und allein Mohammed gebracht hat, der Koran ist, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Dass dabei nicht von Mohammed selbst, ja von seinem Lebensvollzug im umfassenden Sinne, abstrahiert werden kann, als wäre der Koran plötzlich vom Himmel gefallen, wie der Engel „Gibril“ bei Salman Rushdie, müsste spätestens seit Hegel nicht erneut gezeigt werden. Muslime wachsen auf mit dem Koran; sie sind umgeben von ihm, von der Stunde ihrer Geburt bis zur Stunde des Todes begleitet er sie.

Lassen aber Muslime den Koran tatsächlich in ihr Herz eindringen? Ist es nicht allmählich allein die Oberfläche, die Hülle, woran sie sich festklammern? Welche Früchte sind denn im Koran zu entdecken, die das moderne Leben in einer freiheitlich demokratischen Gesellschaft bereichern können? Überfüllte Moscheen unterscheiden sich vielleicht doch nicht viel von den leeren Kirchen, wenn in jener blind geglaubt und in dieser die religiöse Vermittlung nicht mehr gelingt. Wo ist denn die Authentizität des Religiösen noch bewahrt? Die „Diktatur des Relativismus“, wie das römisch-katholische Oberhaupt zu sagen pflegt, gewinnt immer mehr an Plausibilität, wenn eben das endgültige und letzte Maß aller Dinge sich verflüchtigt hat. Wo ist der Gegenwart Gottes noch zu begegnen? Welche Begeisterung und Beflügelung kann der Glaube noch dem Gläubigen schenken, welche der Gläubige nicht in einem Fußball-Stadion oder gar Kino erfahren kann? Der oben erwähnte Hinweis hinsichtlich des Neuen, das Mohammed gebracht habe, den der Papst, wenn auch im Mantel eines „schroffen“ Zitats wiederholt, ist für das muslimische Bewusstsein von enormer Bedeutung.

Die Regensburger Rede ist und bleibt sicherlich nicht das letzte Wort des Papstes über den Islam, aber was die theologische Abgrenzung hinsichtlich des Gottesbildes anbetrifft, ist die Rede entscheidend. Papst Benedikt XVI. merkt bekanntlich kritisch an, dass der Gott im Islam ein „Willkür-Gott“ zu sein scheint, der „absolut transzendent“ und als solcher „an keine unserer Kategorien gebunden“ sei – „und sei es die der Vernünftigkeit“. Denn „der Gott wird nicht göttlicher

dadurch“, so Benedikt, „daß wir ihn in einen reinen und undurchschaubaren Voluntarismus entrücken, sondern der wahrhaft göttliche Gott ist der Gott, der sich als logos gezeigt und als logos liebend für uns gehandelt hat und handelt“. Ein starkes Argument, wenn man noch bedenkt, dass er mit der Ansicht des byzantinischen Kaisers im Einklang steht, dass nämlich nicht vernunftgemäß zu handeln, dem Wesen Gottes, also dem christlichen Gottes zuwider sei. Benedikt hat vollkommen recht. Der Gott im Islam ist im emphatischen Sinne ein „Willkür-Gott“, der an keine unserer Kategorien gebunden ist. Allein, der Begriff „Willkür-Gott“ könnte missverstanden werden; denn „Willkür“ wäre ja auch eine Kategorie, die wir als „unsere“ bezeichnen dürfen – spätestens nach der Lektüre der ersten Seiten der Kantschen Kritik der praktischen Vernunft. Adäquat wäre es, wenn man diesen Gott als Gott der Freiheit begreifen würde. In seiner Handlung ist Gott frei, frei auch von unseren Kategorien. Er ist kein endlicher Gott, kein bedingter Gott, sondern ein unbedingter Gott, wie ihn Schelling beschreibt, und mithin ein Gott für die Endlichkeit, die er aus seiner Freiheit heraus hervorgebracht haben soll und zwar mit dem zarten Wort: „Sei! Und da ist es“ (Koran, 6, 73). Gott der Freiheit zu sein heißt vor allem, dass er die Menschen aus dem Wesen seiner Freiheit heraus als freies Wesen entlässt, aus der Hand gibt. Kurz, er erschafft die Welt und mithin die Menschen als Ausdruck seiner Freiheit und Barmherzigkeit. Mögen die Diktaturen der arabischen Welt enttäuscht sein, aber sie ähneln nicht dem Gott, den sie sich selbst entworfen haben. Er ist nicht nur derjenige, der das Leben und den Tod schenkt, sondern göttlich ist er, weil er tröstet, Hoffnung spendet und heilt. Der Gott, der den Koran offenbart, ist kein selbstgefälliger, gewaltiger und eiteler Herr, der tut, was er will und dem Menschen von oben herab diktiert abseits jeglicher Liebe und Vernunft. Er ist zwar nicht gebunden an unseren Kategorien, aber das heißt nicht, dass er unsere Kategorien verachtet und verkennt.

Der Gott im Islam – um es mit einem Wort zu sagen – ist ein zerbrechlicher Gott, denn er hat sich selbst zur Barmherzigkeit verpflichtet, wie der Koran bezeugt. Ein Entschluss, den er sicher kurz danach bereut haben dürfte, denn nun gleicht er einem gescheiterten Privatdozenten der Philosophie, der sich irgendwann entschließt, nur noch Lyrik zu schreiben. Das wundervolle Gedicht, das dieser jemals geschrieben hat, ist nach dem islamischen Verständnis die Welt als seine Schöpfung, ja die Welt ist seine Poesie. Weltverständnis bedeu-

tet dann, dass der Muslim dieses große und großartige Gedicht entziffert, Buchstabe für Buchstabe sammelt, neu ordnet, daran scheitert und es erneut versucht. Und der Koran als Koran stellt für die Muslime sein schönstes Werk dar; denn auch als ein gescheiterter Privatdozent ist er unendlich schön und er liebt die Schönheit, wie Mohammed es einst sagte. Die Schönheit Gottes jedoch ist im Islam kein Abstraktum; vielmehr ereignet sie sich im Akt der Koranrezitation; während der Koran als Liebeserklärung Gottes an die Menschen zu verstehen ist. „Er liebt die Menschen“, heißt es im Koran „und sie lieben ihn“. Wenn der Koran erklingt, entschwindet die „absolute Transzendenz“ Gottes. Seine Gegenwart ergreift die Muslime unabhängig davon, ob sie nun der arabischen Sprache mächtig sind oder nicht. Gott ist dem Menschen eben näher, wie der Koran sagt, als seine Halsschlagader. Dass die ohnehin vorhandene Nähe Gottes explizit in einem ästhetischen Akt dem Menschen offenbar wird, ist die Besonderheit des Islam. Der Islam als eine Religion, die sich aus der Schönheit erst begreift, ist insofern bemerkenswert, als sowohl Gott als auch das Verhältnis des Menschen zu demselben aus der Schönheit her begreifbar wird. Das Neue, was Mohammed gebracht hat, ist also die Liebeserklärung Gottes, seine Barmherzigkeit für die Menschen, die sich durch die Schönheit erfahren lässt.

Spätestens seit dem 11. September 2001 vergeht kein Tag, an dem nicht Islam und seine Muslime Gegenstand einer Debatte wären. Heute werden sie als ein Teil Deutschlands anerkannt, aber morgen genauso negiert. So hat man auch nicht selten den Eindruck, dass es sich dabei um eine fremde und fremdartige Religion handelt, die nicht nur die Aufklärung vor sich hat, d.h. Jahrhunderte – vor allem intellektuell – zurückgeblieben, sondern auch in seiner inneren Struktur keinesfalls mit einer freiheitlich demokratischen Gesellschaft vereinbar ist. Der Islam ist jedoch keine absolute Religion und schon gar nicht eine politische Bewegung. Dabei ist die Identität dieser Offenbarungsreligion dynamisch zu verstehen. Es gibt nicht *den* Islam. Der Islam muss sich stets neu erfinden. In diesem fortwährenden Prozess der Veränderung und Selbstentdeckung spielen insbesondere das Judentum und das Christentum eine konstitutive Rolle. So ist es nur konsequent, dass im Koran Juden und Christen direkt angesprochen werden. Der Koran ist eben kein Eigentum der Muslime; vielmehr entspringt der Islam gleichsam aus einem interreligiösen Gespräch heraus. Für das Selbstverständnis des Islam sind der friedliche Umgang und die theologische Auseinandersetzung mit dem Judentum und Christentum von

existentieller Bedeutung. Der Koran bleibt ohne das Verständnis der Bibel bloß ein Fragment. Somit ist der Dialog mit dem Papst als Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche unabdingbar. Nicht die Muslime legen das Christentum so aus, wie es ihnen angenehm erscheint, sondern die Muslime lassen sich belehren, wie sich das Christentum selbst versteht und versuchen dann ihr Verhältnis zu einem authentischen Christentum zu bestimmen. Jesus als Prophet anzuerkennen ist keine besondere Kunst und keine intellektuelle Herausforderung für einen Muslimen. Aber sich darauf einzulassen, dass Jesus im gegenwärtigen Verständnis der christlichen Theologie nicht als Prophet, sondern als die zweite göttliche Person erachtet und gewürdigt wird, ist eine enorme Herausforderung für die Muslime; denn dadurch verändert sich nicht nur das Verhältnis des Islam zum Christentum, sondern im gleichen Atemzug auch das Selbstverhältnis des Islam.

Den Stellenwert und die Bedeutung, die der Koran als das bindende Glied zwischen Gott und Mensch darstellt, hat im Christentum die bewegende Figur Jesu Christi. Gott offenbart sich selbst, wird Mensch und zugleich das Licht und das Zentrum der christlichen Gemeinde. Somit ist Jesus der Ausdruck bzw. die personifizierte Liebe Gottes. Seine Gegenwart und mithin die Gegenwart Gottes, gilt er doch als die zweite göttliche Person, ereignet sich insbesondere im Akt der Feier der Heiligen Messe, was Familienähnlichkeit mit der Koranrezitation hat. So ist Jesus als die Selbstoffenbarung mit dem Koran als die Offenbarung Gottes auf der gleichen dialogischen Ebene zu situieren. Was daraus entstehen könnte, wäre z.B. eine dialogische Offenbarungstheologie, denn sowohl Jesus als Sohn Gottes als auch der Koran als das reine Wort Gottes müssen dieselben logischen Voraussetzungen erfüllen, um als Offenbarung gelten zu können: nämlich sowohl historisch als auch a-historisch zu sein.

Schenkt man dem Bundespräsidenten, Christian Wulff, Glauben, dass der Islam zu Deutschland gehöre, dann sind die Muslime auch ein Teil von diesem „Wir“, das sich für Papst erklärt. „Wir sind Papst“, ja wir Muslime. Für einen Muslimen, dessen Koranübersetzung von einem katholischen Mitglied des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem² begleitet wurde, mag das noch zutreffen; aber gelten nicht die Christen sonst als Ungläubige? Keineswegs! Nicht nur die berührende Sure im Koran, die den Namen Maria trägt und von der Kindheit und dem Wunder Jesu berichtet, ist ein Zeugnis dagegen, sondern im Koran 5,44f. ist zu hören:

„Siehe, Wir haben herab gesandt die Tora,
darin Führung und Licht.

(46) Wir ließen ihnen folgen Jesus, den Sohn der Maria,
um zu bestätigen, was vor ihm war in der Tora.

Wir gaben ihm das Evangelium,
darin Führung und Licht,
um zu bestätigen, was vor ihm war in der Tora
als Führung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen.

(48) Und Wir haben dir herab gesandt die Schrift mit der Wahrheit,
um zu bestätigen, was vor ihm war von der Schrift
und darüber Gewissheit zu geben.“

Damit wird hervorgehoben, dass nicht nur der Koran als Führung und Licht zu betrachten ist, sondern ebenso die Tora und das Evangelium mit Respekt zu begegnen. Die Anerkennung des Anderen als das Andere und die damit verbundene Toleranz gegenüber der Andersheit ist die Pflicht der Muslime. Im Koran 29, 45 heißt es nämlich:

„Streitet mit den Leuten der Schrift nie anders als auf eine schöne Art. [...]

Und sagt:

„Wir glauben an das, was als Offenbarung zu uns,
und was zu euch herab gesandt.

Unser und euer Gott ist einer.

Ihm sind wir ergeben.“

Was der Koran fordert, ist „Streit“; aber die Weise, wie dieser Streit konzipiert sein soll, wird ebenfalls vorgeschrieben: nur auf „schöne Art“. Daher ist in der islamischen Geistesgeschichte gleichsam Tradition, Streitschriften zu konzipieren, die dieses Prädikat tragen, so lautet der Titel von Muhammad Al-Ġazzālīs Streitschrift: *Die schöne Widerlegung der Gottheit Jesu*. Eine schöne interreligiöse Disputation zu entfachen, ist nicht zu leisten, wenn die einzelnen Positionen keine Distanz zu sich selbst entwickelt haben. Somit ist die Stimme des Papstes für die Muslime wertvoll, wenn sich auch die Position des Heiligen Vaters in seiner Regensburger Rede als exklusive Wahrheit darstellt, wenn er schreibt: „[...] der wahrhaft göttliche Gott ist der Gott, der sich als logos gezeigt und als logos liebend für uns gehandelt hat und handelt.“ An dieser Stelle könnte der schöne Streit beginnen, da die Bedeutung dessen, was „logos“ nun bedeutet, ist

eine Frage der Hermeneutik und keine Selbstverständlichkeit. Selbst Faust musste nämlich bei diesem Wort stockend sinnen. Wenn der interreligiöse Dialog mehr leisten soll, als bloßer Informationsaustausch zu sein, dann eben die Chance über die religiösen Wahrheiten zu streiten. So wäre zunächst zu fragen, ob der Begriff „Vernunft“, den Benedikt in seiner Regensburger Rede, aber auch darüber hinaus herausstellt, überhaupt mit dem neuzeitlichen Begriff der Vernunft, der keineswegs immer dasselbe bedeutet, kongruent ist. Inwiefern sind die Trinität und die Christologie Akte der Barmherzigkeit Gottes, wenn man bedenkt, dass nicht ein jeder Mensch, der sich als Christ versteht, diese adäquat begreift. Mit der aristotelischen Logik, um an den ersten Lehrer des Islam zu erinnern, ist die Christologie als logische Figur jedenfalls nicht zu denken. Wie schön aber, dass der Vernunftbegriff der Neuzeit, vor allem bei Hegel dies doch leisten kann. Von dieser Vernunft ist aber beim Papst nie die Rede. Was soll man sich auch an einen protestantischen Philosophen halten, wenn man nicht gerade ein „katholischer Muslim“ ist.

So ist in der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra Aetate* bemerkenswert klug zu lesen, dass die katholische Kirche erstens die Vielfalt affirmiert und zweitens für nichts von alledem ablehnt, „was in diesen Religionen wahr und heilig ist.“ So heißt es im Koran 5, 48:

„Und wenn Gott gewollt hätte,
hätte Er euch gemacht zu einer Gemeinde, eine einzige.
Aber Er wollte euch in dem prüfen, was Er euch gegeben.
So wetteifert um die guten Dinge!“

Damit Jesus ins Herz der Christen und der Koran ins Herz der Muslime eindringen kann, damit sie einem Stein gleichen, vor dessen Antlitz Michael Don Corleone in Atemnot gerät, nehmen die Muslime gerne das Gesprächsangebot an, denn es ist in der Tat ein Angebot, das wir nicht ablehnen können.

Es ist jedoch notwendig zu erkennen, dass keine Religion Besitzer der absoluten Wahrheit ist, sondern – wenn überhaupt – dann an ihr Teil hat, solange sie nicht im Namen Gottes, sondern in Verantwortung vor Gott handelt und seine Handlung im Dialog daraufhin überprüft, ob sie schön sei.

- 1| *Die Szene entstammt aus dem dritten Teil der Filmtrilogie The Godfather (dt. Der Pate) von Mario Puzo und Francis Ford Coppola.*
- 2| *Gemeint ist Bernhard Uhde; er ist Professor für Religionsgeschichte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.*